

Nun soll also der Staat helfen, daß die sorgsam gepflegte, kostbare Standesehre nicht ganz vor die Hunde geht. Die Anwälte liefern ihm die moralische Ausrede dafür gratis und franko, sie haben ja genügend historische und zeitgenössische Vorbilder an andern bürgerlichen und feudalen Schichten; alle wollen ja bekanntlich nur die Nation, das Volk, das Recht oder die Religion retten, wenn sie Staatshilfe zur Bekämpfung der Konkurrenz anfordern. Warum sollen also nicht auch die Anwälte „Christus“ sagen, wenn sie „Kattun“ meinen?

Hilde Walter

Corydon

heißt ein gelehrtes, präzises, zartes und wunderbar mutiges Buch von André Gide, das, auf 215 Seiten, einem einzigen Gegenstande gewidmet ist: dem Androtropismus des Mannes, der Liebe zu Jünglingen, demnach der gesellschaftlich bedeutsamsten Erscheinung im Bereich der leider so genannten Homosexualität. Das Buch besteht aus vier „sokratischen Dialogen“ und bringt biologische, ästhetische, geschichtliche, philosophisch-pädagogische Argumente für eine These, die ja der juristischen Wendung in Frankreich entraten kann (seit dem Code Napoléon). Gide übertrifft die Ärzte, die über diese Frage schrieben, selbst

die wissendsten wie Hirschfeld, an Weisheit; Leute wie Blüher an kritischer Klarheit; er begnügt sich weder mit Kompilation äußerer Tatsachen, noch gestattet er sich Mystik; Kenntnisreichtum und Erlebnistiefe vereinigen sich, wahrhaft schöpferisch, in diesem vorbildlich ordnenden Kopf. Der intellektuelle Hauptreiz des Werkes beruht auf dem Umstand, daß alle typischen, alle zu erwartenden Einwände gegen Ansichten, die das Buch vorträgt, darin selbst schon geltendgemacht werden (und, versteht sich, widerlegt werden); einer der beiden Gesprächspartner erhebt sie, und zwar der, den der Autor als „ich“ einführt. Die Gidismen legt Gide seinem Widersacher in den Mund. Das gibt dem Ganzen nicht nur jenen Charme, den alles Indirekte und Achtel-Ironische hat, sondern auch einen Zug von Discretion. Nirgends bekennt der Bekenner Gide bekennenderischer als grade in diesen Dialogen: in denen er als sein eigener Gegner auftritt. Ein Kunstgriff? Gewiß. Aber ein Kunstgriff des Takts! Der Verfasser distanziert sich von sich und damit auch die Leser von einem den meisten peinlichen Stoff, den sie nun freier betrachten können. Reineres als die Luft dieses Buchs, Gesünderes, Trockneres als sein Klima ist unvorstellbar und wenn Horden Farbenblinder Farbe

und Malerei umgrunzen! „Warum wollen Sie nicht zugeben, daß auch diese Form der Liebe, wie jede andere, der Selbstverleugnung, der Aufopferung und manchmal sogar der Keuschheit fähig ist?“ äußert Corydon; die Gesinnung des Satzes durchdringt das ganze Werk. Man atmet den Ozon der Höhen Griechenlands; wenn über den Eros jemais in der Nachfolge Platons philosophiert ward, dann hier. Aus einer Sphäre, die das Sinnliche, ohne es etwa schlechtzumachen oder auch nur von ihm abzusehen, tief unter sich läßt.

„Corydon“ erschien zuerst 1911, „in zwölf Exemplaren, die in einem Schubfach untergebracht wurden“. In der Vorrede zur zweiten Auflage (1920) heißt es: „...kam ich jedoch zu der Überzeugung, daß dies Büchlein, so umstürzlerisch es sich auch ausnehmen möge, schließlich nichts anderes bekämpft als die Lüge, und daß es ... für den Einzelnen wie für die Gesellschaft nichts Ungesunderes gibt als eine beglaubigte Lüge.“ Sie blieb unterdes fast in der ganzen Welt beglaubigt, die Lüge von der „Widernatürlichkeit“ (jene Heilige Schar der Thebaner eine Rotte von Monstren! Michelangelo eine Mißgeburt!); und darum ist es eine tapfere Tat der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin, den Band „Corydon“ ihrer Gesamtausgabe der Werke Gides eingefügt zu haben. Er wurde soeben ausgegeben, in einer unauffällig-ordentlichen Übersetzung von Joachim Moras. (Leinen 5,50).

Zeitungsnotiz zwischen Niederschrift und Drucklegung: „Der deutsche Geschäftsträger, Botschafterrat Doktor Forster, hat im Namen des Reichspräsidenten dem Schriftsteller André Gide die Goethe-Medaille überreicht.“

Kurt Hiller